
Johannes Burkhardt

Der Dreißigjährige Krieg

Neue Historische Bibliothek

edition suhrkamp

SV

es 1542

edition suhrkamp

Neue Folge Band 542

Neue Historische Bibliothek
Herausgegeben von Hans-Ulrich Wehler

Über den Dreißigjährigen Krieg ist viel geschrieben worden. Und doch sind noch viele Fragen offen. Ein »Krieg der Kriege«, im Sinne einer Akkumulation von Kriegen und Konflikttypen, steht im Mittelpunkt des Interesses. Als kriegstreibende Faktoren werden mentale, konfessionelle, ökonomische, militärtechnische, soziale und genuin politische Strukturen gewichtet. Kriegsverlängernd wirkten nicht zuletzt die Etablierungsprobleme des modernen Staatensystems, das sich zwischen Universalkonzeptionen und Ständerecht im Laufe dieses Krieges erst durchsetzte. Die Verstaatlichung von Krieg und Frieden steckte noch in einer Übergangskrise und zeigte doch schon die kommenden Schwachstellen. Erste Lösungshorizonte zeichneten sich 1648 in völkerrechtlichen Verhaltensnormen und in der föderativen Verfassung des Reiches deutscher Nation ab. Ein Krieg der Kriege aber war es auch im Sinne einer zum Mythos gebündelten außergewöhnlichen Kriegserfahrung. Die Steigerung des Kriegsschreckens gründet vor allem in der zum Dauerzustand gewordenen Bedrohung – den Alltagslasten, Überlebensleistungen und Bewältigungsformen eines Krieges, der nicht enden wollte.

Johannes Burkhardt lehrt Geschichte an der Universität Augsburg.

Johannes Burkhardt
Der Dreißigjährige Krieg

Suhrkamp

9. Auflage 2015

Erste Auflage 1992

edition suhrkamp 1542

Neue Folge Band 542

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1992

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-11542-8

Inhalt

Vorbemerkung	7
--------------------	---

I. Einleitung:

Der Prototyp frühneuzeitlicher Kriegsverdichtung

1. Kriegsverdichtung und Friedensnorm	10
2. Der Krieg der Kriege	15
3. Kriegsgrund Staat?	20

II. Konstituierungskonflikte: Ein Krieg um die Organisationsebene frühmoderner Staatlichkeit

1. Universalreich oder Einzelstaaten?	30
Habsburg	35
Frankreich	42
Schweden	51
2. Stände oder Staaten?	63
Niederlande	64
Böhmen	74
3. Der Reichsverfassungskrieg oder die verweigerte Alternative	90
Absolutismus des Kaisers?	92
Souveränität der Reichsstände?	99
Der dritte Weg	108

III. Kriegstreibende Kontaminierungen und Strukturschwächen der Staatswerdung

1. War der Dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg?	128
Christlicher Universalismus und Krise des Papsttums	143
Der Weg des Reiches zum Westfälischen Religionsfrieden ..	154
2. Welthandel und Staatshandel	178
3. 1648 – Die Verewigung von Krieg und Frieden	198
Die Schule des Erbfolgekriegs	204

Das stehengebliebene Heer	213
Krieg und Frieden als Medienereignis	225

*IV. Der Störfall frühneuzeitlicher Geschichtserfahrung
Ein Epilog zum dreißigjährigen Alltag*

<i>Anmerkungen</i>	<i>245</i>
<i>Auswahlbibliographie und Nachweise</i>	<i>293</i>

Vorbemerkung

Noch ein Buch zum Dreißigjährigen Krieg? Über diesen Krieg haben die Historiker mehr als drei Jahrhunderte lang klassische Werke geschrieben, die bis heute lesenswert sind – so im 17. Jahrhundert Schwedens deutscher Hofgeschichtsschreiber Bogislaw Philipp von Chemnitz, im späten 18. Jahrhundert Friedrich Schiller, der Dichter auf der Geschichtsprofessur in Jena, und am Ausgang des 19. Jahrhunderts noch in der Tradition Rankes der Bonner Historiker Moritz Ritter. Die Katastrophe dieses Krieges, die Gustav Freytags »Bilder aus der deutschen Vergangenheit« in vielen Auflagen der deutschen Öffentlichkeit vermittelte, ist seither in unzähligen regionalen Einzelstudien ausgemalt, dann bestritten worden, und mittlerweile durch eine alltagsgeschichtlich orientierte Kulturgeschichte sowie eine differenzierende Statistik in ihrem rechten Ausmaß gewichtet. Die beiden Kultgestalten des Krieges, Wallenstein und Gustav Adolf, über die man sich schon zuvor wohlinformiert fühlen durfte, haben noch in jüngster Zeit in Golo Mann und Günther Barudio Biographen von besonderer Gründlichkeit gefunden. Über die diplomatischen und militärischen Verwicklungen dieser 30 Jahre sind durch die internationale Spezialforschung inzwischen weit mehr Einzelheiten ermittelt worden als auch von den historisch Interessierten die meisten werden wissen wollen. Aber auch an lesbaren Überblicksdarstellungen ist kein Mangel; hervorgehoben sei von den etwas älteren das so kluge wie humane Buch von Victoria C. Wedgwood, von den jüngsten die gesamteuropäische Bilanz von Geoffrey Parker und seiner Koautoren und der griffig akzentuierende Abriss auf neuestem Forschungsstand von Gerhard Schormann. Die Parteilichkeiten sind ohnehin durchgespielt, die konfessionellen, nationalen, die marxistischen, neuerdings sogar noch einmal die Parteinahme für die Sache der Freiheit, die unter der beredten Anwaltschaft von Barudio ihren ständigen Wohnsitz auf der Seite der Schweden und der evangelischen Reichsstände nimmt. Über neue Erkenntnisse, Interpretationen und Diskussionen orientieren neue Sammelbände, die beiden letzten herausgegeben von Konrad Repgen, der auch eine eigene Monographie in Aussicht gestellt hat. Wozu also ein weiterer »Dreißigjähriger Krieg«?

Der vorliegende Band möchte mit diesen und weiteren in ihrer Art oft vortrefflichen Werken – siehe die Auswahlbibliographie – nicht konkurrieren und weder ein weiteres Mal den Ablauf des Krieges der Reihe nach erzählen noch ein möglichst rundes Bild der Binnenzusammenhänge um ihrer selbst willen zeichnen. Es sollen auch nicht neue Quellen ausgebreitet werden, wenngleich eine andere Perspektive doch auch manches bisher Unbeachtete zum Sprechen bringen wird. Die Absicht ist vielmehr – anknüpfend an diese Werke sowie an neue Fachdiskussionen der Frühneuzeitler –, einmal die Stellung des Dreißigjährigen Krieges in der Entwicklungsgeschichte von Krieg und Frieden zu bestimmen. Wie war es möglich, daß im 17. Jahrhundert ein Krieg 30 Jahre dauern konnte? Welche kriegstreibenden und -verlängernden Faktoren und Strukturen lassen sich erkennen? Und welche langfristig wirksamen Bewältigungsformen und Lösungshorizonte wurden gefunden?

Frägt man so, wird der Dreißigjährige Krieg geradezu zu einem Laboratorium der neuzeitlichen Friedensproblematik. Dies nicht im Sinne ungeschichtlicher Konstanten oder anachronistischer Analogien, sondern weil an dieser Stelle des Geschichtsprozesses die entscheidenden Weichen gestellt worden sind für bis heute nachwirkende Probleme, deren systematische Diskussion unter Rubriken wie »Genese von Staatenkonflikten« (J. Kunisch) oder »Zwischenstaatliche Friedenswahrung« (H. Duchhardt) unter den Frühneuzeitlern begonnen hat.

Zugleich steht der Band in einer Reihe zur deutschen Geschichte, die auch in diesen 30 Jahren nicht nur Kriegsgeschichte war. Wenn gleichwohl die eigentlich gesellschaftlichen Themen hier abgeblendet bleiben, ist eine solche Optik immer auch eine Frage der Epochendominanz und der Arbeitsteilung – es sei nachdrücklich auf die auch für diese Kriegszeit aufschlußreichen sozialgeschichtlichen Langzeitperspektiven in den Nachbarbänden von Winfried Schulze und Christof Dipper verwiesen. Daß die statt dessen hier gegebenen langfristigen Ausblicke auf Krieg und Frieden gerade der deutschen Geschichte ebenfalls neue Bewertungsmöglichkeiten eröffnen, ist eine These des Buches.

I. Einleitung: Der Prototyp frühneuzeitlicher Kriegsverdichtung

Das Königliche Armeemuseum muß es wissen. Im Eingangsbereich des ehemaligen Großen Zeughauses in Stockholm befindet sich eine Tafel, die darauf hinweist, daß das Königreich Schweden zwischen 1521 und 1814 nicht weniger als 48 Kriege geführt habe. Nach Kriegsjahren gerechnet ging es je 50 und mehr Jahre lang gegen Dänemark und Norwegen, gegen Rußland und gegen Polen; häufige Kriegsgegner waren mit 28 Jahren der Kaiser und mit insgesamt 75 Jahren einzelne deutsche Territorien. Die Tafel, neueren Datums und eher mahnend als stolz, bringt zum Bewußtsein, daß Schweden in der Frühen Neuzeit öfter Krieg geführt als im Frieden gelebt hat. In den drei Jahrhunderten stehen 154 Kriegsjahren nur 139 Friedensjahre gegenüber.¹ Waren die Schweden besonders kriegslustig?

Zu jedem Krieg gehören zwei oder mehr Mächte, und nur an einem Teil der Kriege war Schweden beteiligt. Nach vergleichenden gesamteuropäischen Berechnungen befanden sich die elf größeren Mächte Europas im 16. und 17. Jahrhundert im Durchschnitt mehr als die Hälfte der Zeit (60 Prozent) im Kriegszustand, wobei Schweden mit ungefähr 50 Kriegsjahren je Jahrhundert sogar etwas geringer angesetzt ist. In Schlachtenbeteiligungen gerechnet kam Schweden in seiner kämpferischen Großmachtzeit im 17. und 18. Jahrhundert auf eine Größenordnung von 100 Schlachten und Gefechten, Frankreich und Österreich gleichzeitig sogar auf je etwa 300.² Eine ähnliche Tafel wie in Stockholm ließe sich also in vielen Kriegsmuseen und europäischen Hauptstädten anbringen, in Madrid, Wien und London oder dann in den ehemaligen Residenzstädten Versailles, Potsdam und Petersburg. Irgendwo wurde im frühneuzeitlichen Europa fast immer gekämpft, und dieses Irgendwo lag nicht selten in Deutschland.

1. Kriegsverdichtung und Friedensnorm

Erinnert man sich nur der im deutschen Geschichtsunterricht einmal besonders gepflegten Kriege, so ergibt sich folgendes Bild. Es begann in der Neuzeit mit dem Stoff, aus dem Rankes »romantisch-germanischen Mächte« sind: noch locker gefügte Kriegszüge französischer und habsburgischer Monarchen in Italien, unter denen die italienische Vorform eines Staatensystems im kleinen zu Beginn der Neuzeit zusammenbrach.³ Daraus entwickelten sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die vier Kriege Franz I. mit Karl v., mit Friedensschlüssen und Friedensjahren dazwischen, begleitet von bekannten deutschen Konflikten wie Sickingenfehde, Bauernkrieg und Schmalkaldischem Krieg zwischen Kaiser und evangelischen Reichsständen und gefolgt von kleineren konfessionellen Scharmützeln wie dem Kölner Krieg. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verdichtet sich der kontinentale Kriegsschauplatz in Westeuropa, vor allem durch die neun Hugenottenkriege, den niederländischen Unabhängigkeitskrieg und die spanisch-englische Auseinandersetzung mit dem Höhepunkt des Untergangs der spanischen Armada 1588. Dazu kamen immer wieder Türkenkriege im Zuge einer osmanischen Expansion und die Kriege der Ostseemächte Dänemark, Schweden und Polen, die sich zum 17. Jahrhundert hin massierten und letztlich direkt in den Dreißigjährigen Krieg mündeten.⁴ Wegen dieses großen Krieges und weiterer 30 Jahre, die von vier militärischen Expansionen Ludwigs XIV. bestimmt waren, sowie der Türkenkriege Prinz Eugens und noch manch anderen, ist das 17. Jahrhundert schon von den Zeitgenossen als ein »martialisches« empfunden worden und kann geradezu als ein Jahrhundert permanenter Kriege oder noch griffiger als »Jahrhundert des Immerwährenden Krieges« (P. Münch) erscheinen.⁵ Aber auch das 18. Jahrhundert begann noch mit zwei weiteren Kriegssystemen gleichzeitig: dem Spanischen Erbfolgekrieg zwischen Frankreich und dem Kaiser um die Nachfolge in den spanischen Ländern, und dem Nordischen Krieg zwischen Peter d. Gr. und dem Schwedenkönig Karl XII. Dann erst kam es zu der etwas ruhigeren Kongreßzeit, auf die aber neben anderen Störungen mitten im 18. Jahrhundert noch einmal insgesamt 15 erbitterte Jahre des Österreichischen Erbfolgekrieges und des Siebenjährigen Krieges folgten. Erst die Revolutionskriege stehen auf einem anderen Blatt.

Diese dichte Folge kriegerischer Ereignisse, die nur in Auswahl gegeben ist, mag an sich gegenüber den spätmittelalterlichen Verhältnissen noch nicht so neu sein. Anders als in den überkommenen Fehden, Kriegsfahrten und Söldneraufträgen bestimmte jedoch der Krieg durch eine Kombination von hoher Frequenz und Organisationshöhe das Erscheinungsbild der frühneuzeitlichen Gesellschaft weit stärker. Quantifizierende Beobachtungen, wie sie schon in Quincy Wrights klassischem Werk »A Study of War« gesammelt sind, bestätigen diesen Eindruck. So problematisch angesichts der Definitionsschwierigkeiten, Datenunsicherheit und Faktorenviefalt Schlüsse im einzelnen sind, lassen doch konvergierende Trends das zunehmende Gewicht des Krieges in der Geschichte der Neuzeit erkennen. Was immer man anschaut, die Ausdehnung des Krieges und die Intensität der Kriegshandlungen, das Anwachsen der Armeen, die Kontrahentenzahl, die Größe des Kriegsschauplatzes, Anzahl und Länge der Schlachten, Menschenverluste und Kosten, ist die Tendenz zunehmend, und zwar meist nicht nur absolut, sondern auch relativ zur steigenden Bevölkerungszahl.⁶ In einer Kombination mehrerer dieser Faktoren, dem Sorokin-Index, schnell z. B. die Indexzahl zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert von 100 auf 500 hinauf, was vielleicht etwas verzerrt, aber tendenziell nicht unstimmtig ist.⁷ Die einzige geschichtliche Gegentendenz, auf die Wright mit besonderem Nachdruck verweist, ist eine die Schwere der Kriege ausgleichende kürzere Kriegsdauer und eine Verlängerung der Friedenszeiten dazwischen – aber die griff erst im 19. Jahrhundert.⁸ Durch das lange Ausbleiben einer solchen Kompensation verdichteten sich die überkommenen zahlreichen, aber begrenzten Einzelaktionen in der Frühen Neuzeit zu der Serie großer Kriege, die den Frieden zeitweilig fast zum Verschwinden brachte. Auch wenn man mit einigen Forschern Fünfzigjahreswellen der Konzentration von Kampfhandlungen annimmt, die aus einem Wechsel kriegswilliger und kriegsmüder Generationen erklärt werden, wären sie im Umkreis des 17. Jahrhunderts noch kaum wahrnehmbar.⁹ Der Verdichtungsprozeß drohte den Krieg zum Normalzustand zu erheben.

Erstaunlicherweise aber galt trotz dieser frühneuzeitlichen Kriegsverdichtung als gesellschaftliche Norm der Friede. Die Lehre vom gerechten Krieg (*bellum iustum*), die auf Antike, Augustin und Thomas von Aquin zurückgeht, aber von Völkerrechtslehrern wie Franciscus de Vitoria im 16., Hugo Grotius im

17. und Emer du Vatel im 18. Jahrhundert aufgenommen wurde, sollte eigentlich keine Regel darstellen, sondern eine Ausnahmeregelung, wann man allenfalls Krieg führen durfte.¹⁰ Von den drei Kriterien einer gerechten Sache (*causa iusta*), der rechten friedensbringenden Absicht (*recta intentio*) und eines zum Kriege befugten Fürsten (*auctoritas principis*) wurde zwar das letztere so stark betont, daß eine gewisse »Entdramatisierung« (Johnson) der religiösen, sittlichen und rechtlichen Kriegsgründe und -absichten eintrat, ja fast der »rechtmäßige Feind« (Janssen) zur Legitimierung genügte.¹¹ Aber der Friede wurde den zum Kriege Berechtigten doch stets als ein hohes, nicht leichtfertig aufs Spiel zu setzendes Gut empfohlen. Entsprechend stand, wer zum Kriege schreiten wollte, unter einem Begründungszwang nach außen und innen, wie unlängst an den regelmäßig ausgehenden Kriegsmanifesten und einer ganzen Typologie von Argumenten gezeigt worden ist, die den Gegner mit der Kriegsschuld zu belasten suchten.¹² Der Friedensschluß dagegen bedurfte keiner Begründung und wurde in den Friedensverträgen durchgehend als Restitution der Friedensnorm dargestellt. Auch die neuzeitliche Gewohnheit, den Frieden gegen alle empirische Wahrscheinlichkeit ausdrücklich auf »ewig« abzuschließen, ist wohl als Auszeichnung der idealen Norm zu verstehen, ebenso die konventionelle Emphase der Freundschafts- und Eintrachtssprache frühneuzeitlicher Friedensverträge.¹³ Zwar ist nicht zu verkennen, daß Kriegslust nichts Ehrenrühriges sein mußte und Kriegsruhm ein Bestandteil der adeligen und königlichen Ehre darstellte. Einer der hochgeborenen Gewalttäter des Dreißigjährigen Krieges, Christian von Braunschweig – als »toller Halberstädter«, weil dort evangelischer Fürstbischof, in die Geschichte eingegangen – schrieb 1624 seiner mahnenden Mutter, daß er eine unüberwindliche »Lust zum Kriege« habe, aber nichts dafür könne, weil ihm das »angeboren« sei, was wohl nicht nur im charakterlichen, sondern geburtsständischen Sinne gemein war.¹⁴ Ein ausgesprochener Bellizismus, der im Stil des 19. Jahrhunderts Krieg an sich für wünschenswert hielt, war in der Frühen Neuzeit aber die Ausnahme.¹⁵

Von besonderer Zweideutigkeit waren dabei die humanistischen Impulse, die vom 15. Jahrhundert bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein auf die Normendebatte einwirkten. Die didaktisch wohlmeinenden neueren Sammlungen von Friedensutopien und Friedensplänen erkennen seit Kurt v. Raumer zwar zu Recht in einem

christlichen Humanismus einen Ansatz neuzeitlichen Friedensdenkens, aber das ist nur die halbe Wahrheit. Eine unlängst vorgelegte repräsentative Forschungsbilanz zum Renaissancehumanismus unter dem friedensproblematischen Aspekt zeigt ein Spektrum, das von den bekannten Friedensrufen bis zu ausgesprochenen Kriegsfanfaren reichte, in den meisten Fällen aber eine eigenartige Durchmischung von Kriegs- und Friedenstönen oder beider Unterordnung unter andere Normen erkennen läßt.¹⁶ Auf der einen Seite gab es die humanistisch inspirierten Reden, Predigten, Gedichte, die den Wert des Friedens preisen sowie die engagierten Friedensklagen über die Friedlosigkeit der Menschen, aus denen des Erasmus kompromißlose »Querela pacis« von 1517 hervorragt. In ihnen muß man aber in der Regel gewärtig sein, daß der ganze Friede nur als Mittel zum Zweck des Türkenkriegs oder der höheren Ehre der eigenen Herrschaft dienen soll oder aber trotz starker Worte gegen den Krieg doch allein am inneren Frieden des Menschen mit Gott interessiert ist wie die Reformations-theologie und Sebastian Franck, der in einem vorpolitischen Denken verbleibt. Doch hat sich hier ein Argumentationsvorrat und Zitatenschatz gegen den Krieg angehäuft, der sich auch verselbständigen konnte. In Anlehnung an Cicero galt als bedenkenswert, daß ein schlechter Friede immer noch besser als ein gerechter Krieg sei oder daß den Krieg nur schätze, wer ihn nicht kenne – dulce bellum inexpertis. Allegorien und stehende Attribute des »lieben« oder »guten« Friedens – pax alma, pax bona – werteten ihn auf.

Auf der anderen Seite aber ließ sich gerade dem klassischen Altertum nicht wenig an Kriegstopik entnehmen, am unmittelbarsten durch die Rezeption der römischen Militärschriftsteller seit Machiavelli und die Träger der Oranischen Heeresreform im Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges, von der noch zu handeln ist. Der klassische Topos humanistischer Rhetorik und Ikonographie war nicht Krieg oder Frieden, sondern der Triumph – sei es im römischen Triumphalismus, der die Päpste der Renaissance und Gegenreformation gegen Türken und Protestanten einte, in der Panegyrik der Ulrich v. Hutten, Jakob Locher und anderer gekrönter Dichterhumanisten um Maximilian, oder in den Schlachtengemälden und Allegorien, die Veronese, Bassano und Tintoretto Ende des 16. Jahrhunderts an die Decke des Dogenpalastes zu Venedig malten. Der Triumph konnte der Triumph des Friedens werden, setzte aber den gewonnenen Krieg voraus.¹⁷ Wie ein Symbol der

Ambivalenz humanistischer Friedensrhetorik wirkt ein Streitgespräch zu Ehren der Pax Paolina, einem von Papst Paul II. 1468 zuwege gebrachten italienischen Friedensschluß, das zwei kontradiktorische Standpunkte einander geschlossen gegenüberstellte: Der Papsthistoriker Platina nahm Partei für den Frieden, sein literarischer Kontrahent aber übte sich zur Feier des päpstlichen Friedensschlusses in heftiger grundsätzlicher Friedenschelte, weil die pax die Laster fördere und im übrigen als Femininum unstet wie die Frauen sei, und pries statt dessen die kriegerischen Tugenden – ein vielleicht disputatorisch-spielerischer, bei diesem Anlaß aber bemerkenswerter Frühbellizismus.¹⁸ Charakteristisch für die normativ-praktische Varianzbreite mag am Ende des 16. Jahrhunderts der humanistisch gebildete Leiter der Politik der Dänenkönige Heinrich Rantzau gewesen sein, der im Frieden das zu allen Zeiten vorgezogene Ideal sah, mit eigener politischer Beteiligung und publizistischer Rechtfertigung aber Beihilfe zum Kriege leistete, sich am Ende seines Lebens hinwiederum mit Plänen für einen konfessionellen und europäischen Dauerfrieden beschäftigte. In Kriege- wie Friedensgeschäften bestens kundig, so ein zeitgenössisches Lob, steht der humanistische Realpolitiker auch für die Möglichkeiten seines Zeitalters am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges.¹⁹

Die Frage der geschichtlichen Bewertung des Friedens ist noch nicht ausdiskutiert, doch wird man davon ausgehen können, daß der Friede im frühneuzeitlichen Normensystem zwar kein zentraler, wohl aber ein mit anderen konkurrierender Wert war. Wo immer sich zu diesem Problem ein mahnender Finger hob, z. B. in Fürstenspiegeln und Politischen Testamenten, dann in aller Regel zugunsten des Friedens.²⁰ Und man sollte nicht meinen, daß Warnungen vor leichtfertigen Kriegen so ganz wirkungslos gewesen wären, und es nicht ernsthafte Bemühungen gegeben hätte, den Frieden durch Kompromißbereitschaft, Ausklammern von Problemen und besondere diplomatische Techniken etwas haltbarer zu machen. Gerade die Frühe Neuzeit ist die Epoche, in der auch das bis heute praktizierte Instrumentarium des zwischenstaatlichen Friedens entwickelt wurde, zu seiner Herbeiführung, Wahrung und Sicherung. Dazu gehört das Aufkommen des ständigen Gesandtschaftswesens – eine Verstetigung der Legationen und Nuntiatoren –, das qua Institution an den Friedenszustand zwischen den Partnern gebunden war, und der Aufbau eines staaten-

übergreifenden Völker- und Vertragsrechts. Neuere Fallstudien und Tagungsbände bedenken darüber hinaus das Institut der Friedensvermittlung, das im 17. Jahrhundert ins »Jus publicum Europaeum« aufrückt, die Praxis der Kongresse und zwischenstaatlichen Kommissionen und andere Ansätze zur Konfliktverhütung und zum Aufbau eines kollektiven Sicherheitssystems, wie im 18. Jahrhundert die Gleichgewichts- und Barrierepolitik.²¹ All das waren oft temporäre Aushilfen, hinter denen noch keine absolute Priorität des Friedens stand. Der Friede als relativer Wert bezeugt aber zumindest, daß es – anders als im nationalpatriotischen Kriegskult des 19. Jahrhunderts – keine unausweichliche Nötigung zum Kriege schon aus einem andersartigen Denken der Zeit gab. Vom Normensystem der Zeit her hätte einem Mehr an Frieden zumindest nichts entgegengestanden.

Um so bemerkenswerter die frühneuzeitliche Kriegsverdichtung, um so mehr bedarf sie einer historischen Erklärung. Um die Gründe zu erkennen, muß man an die Stelle der Geschichte zurückgehen, an der dieser Verdichtungsprozeß des Krieges manifest geworden ist. Der Dreißigjährige Krieg setzte hier einen spektakulären Höhepunkt.

2. Der Krieg der Kriege

In einem doppelten Sinne könnte man diesen großen Krieg einen Krieg der Kriege nennen. Zum einen handelt es sich um einen aus einer Vielzahl von Einzelkriegen zusammengesetzten Krieg. Im neuzeitlichen Durchschnitt dauerten Kriege zweieinhalb Jahre; fünf Jahre scheint die Obergrenze menschlicher Belastbarkeit durch ununterbrochene Kriegshandlungen darzustellen, während in längeren Kriegen durchgehend Phasen verminderter Aktivität oder des Waffenstillstandes zu beobachten sind.¹ Mitten im Dreißigjährigen Krieg, wie man denken könnte, begab sich 1622/23 der polnische Thronfolger auf eine Höflichkeits- und Bildungsreise quer durch Deutschland und Europa. Die Instruktion des besorgten Vaters gedachte der Gefahren des Reisens im allgemeinen, mit keinem Wort aber eines Krieges, der dem Kronprinzen nach Ausweis von Reisetagebüchern in der Tat erst in den Niederlanden begegnete, in Gestalt einer Festungsbelagerung, die er interessiert inspizierte.² Die Reise fiel in eine Kriegsflaute, die sich zumal aus

polnischer Perspektive wie eine Friedenspause ausnahm. In vielen deutschen Regionen registrierten die Chronisten einen kontinuierlichen Kriegszustand erst seit den Erschütterungen der Schwedenzüge. Die Klosterpriorin Klara Staiger überlieferte z. B. den Dreißigjährigen Krieg aus der regional begrenzten Sicht des Fürstbistums Eichstätt als einen Krieg, der von 1630 bis 1650 gedauert habe.³ Friedensschlüsse zwischendurch, die Teilkonflikte lösten, signalisieren auch objektiv die geringe Homogenität des Kriegsgeschehens.

In der deutschen Tradition ist der Krieg denn auch in vier Teilkriegen überliefert, die ungefähr im Fünfjahresrhythmus aufeinanderfolgten. Sie sind jeweils nach den Kriegsgegnern der ungenannt bleibenden kaiserlichen Zentralgewalt benannt, so daß die zweigliedrigen Bezeichnungen nicht etwa Kontrahenten – wie im Falle des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 –, sondern aus deutscher Perspektive vereinte Gegner bezeichnen, vielleicht auch die anfänglichen Hauptkriegsschauplätze mit meinen. Der *Böhmisch-Pfälzische Krieg* 1618–1623 umfaßte die bewaffnete Erhebung der böhmischen Stände gegen ihren österreichischen Landesherrn, den künftigen Kaiser, ihre Niederlage unter dem zum neuen böhmischen König gewählten Kurfürsten von der Pfalz und die Besetzung seiner Erblande durch Spanien und die Liga im Auftrag des Kaisers. Im *Niedersächsisch-Dänischen Krieg* errichteten nach dem Rückzug des Kriegsgeschehens auf dem niederländischen Einflußraum die Niederlande, England und Frankreich eine 1625 bis 1629 wirksame zweite Front mit Hilfe des Dänenkönigs, der sich als Herzog von Holstein auch auf die deutschen Standeskollegen im niedersächsischen Reichskreis stützen konnte. Nach dessen Niederlage, dem Frieden zu Lübeck und der Ausdehnung der kaiserlichen Macht bis zur Ostsee durch Wallenstein begann mit Landung und Siegeszug Gustav Adolfs 1630 der *Schwedische Krieg* unter Anschluß der evangelischen Reichsstände, die jedoch nach dem Tod des Schwedenkönigs mit dem Kaiser 1635 den Prager Frieden schlossen. Im *Schwedisch-Französischen Krieg* verhinderte Frankreich durch offenen Kriegseintritt eine Niederlage Schwedens gegen die vereinte Macht der Habsburger und des Reiches; was folgte und sich noch bis 1648 hinzog, war letztlich ein Konflikt europäischer Mächte in Deutschland.

Diese im deutschen Geschichtsbild schon unterschiedenen Einzelkriege lassen sich leicht vermehren, wenn man die Politik der

deutschen Einzelterritorien und Sonderbünde, vor allem aber die hineinwirkenden europäischen Konfliktreihen genauer ansieht. Seit 1621 wurde das ganze Kriegsgeschehen durch die Wiederaufnahme des niederländisch-spanischen Krieges, oder des letzten Abschnittes des niederländischen Unabhängigkeitskrieges, mitbestimmt. Von besonderer Bedeutung war der zeitlich ebenfalls übergreifende Mantuanische Krieg, der sich aus einem die zwanziger Jahre über schwelenden regionalen Konflikt von 1627 bis 1631 zu einem erbitterten Kampf der Habsburger mit Frankreich um die Stellung in Italien entwickelte. Mit dem Schwedisch-Preußischen Krieg rückte eine nordische Kriegsserie schon 1626 an das Reich heran. Die dänischen Kriege mit Hamburg und Schweden komplizierten in den späteren Kriegsjahren bis zum Frieden von Brömsebro das Bild. Statistiker kommen für die 30 Jahre mühelos auf 13 Kriege mit 10 Friedensschlüssen.⁴ Nicht einmal die Grenzmarken eines großen Krieges stehen fest; Geschichtsdidaktiker des 18. Jahrhunderts konnten ihn z. B. ohne weiteres auf 1620 bis 1650 verschieben.⁵ Zudem fransen die Konflikte nach vorn und hinten aus, durch den Vorlauf des Jülich-Klevischen Erbfolgekrieges 1609 bis 1614 und die Anlaufphase in Böhmen sowie die Aufräumarbeiten und Zusatzverhandlungen nach 1648 und den bis 1659 fortlaufenden Spanisch-Französischen Krieg. Diese verschiedenen durchlaufenden Konfliktreihen und politisch-militärischen Aktionen lassen diesen Krieg der Einzelkriege wie einen Querschnitt durch die frühneuzeitlichen Konfliktmöglichkeiten erscheinen, können freilich auch an der Einheit eines Dreißigjährigen Krieges zweifeln lassen.

Ein Krieg der Kriege aber war es gerade auch im Sinne eines historischen Mythos von einem einzigen Krieg besonders langer Dauer. Das Mythische und Legendäre eines solchen Krieges, das immer wieder besondere Aufmerksamkeit findet und zuletzt von Geoffrey Parker noch einmal abwägend diskutiert worden ist⁶, gründet auf der Betonung seiner Länge, auf die sich die auch nach Abzug von Übertreibungen beträchtlichen Einbrüche an Lebensqualität des Alltags, Bevölkerungszustand und Ressourcen plausibel zurückführen lassen. Angesichts der beschriebenen realen Vielzahl von Kriegen ist jedoch nicht verwunderlich, daß mißglückte Revisionsversuche dieser Einschätzung des Kriegselends auch die Kriegseinheit bestreiten und in der am weitestgehenden Form zu der Behauptung geführt haben, ein »Dreißigjähriger

Krieg« sei überhaupt eine nachträgliche Konstruktion dramatisierender deutscher Publizisten und Historiker.⁷

Gerade davon kann jedoch, wie Reppen gezeigt hat, überhaupt keine Rede sein. Denn die Bezeichnung war nach dem Ablauf der 30 Jahre sofort präsent und hat sich schnell in ganz Europa verbreitet.⁸ Ja mehr noch, die Kriegsjahre wurden von Anfang an in lateinischen und deutschen Publikationen laufend mitgezählt: Es gab im fortrückenden Kriegsgeschehen – mit kleinen Sprüngen und Unregelmäßigkeiten – einen 5, 6, 10, 14, 20, 29 – und schließlich Dreißigjährigen Krieg, dessen Anfang in die Jahre 1617 bis 1620 gesetzt und der dann als ein einheitliches Geschehen verfolgt wurde.⁹ Dabei mag eine Rolle spielen, daß in dieser am klassischen Altertum orientierten Zeit antike Vorbilder die Wahrnehmung mitbestimmten, und man sie auch schon zu überbieten versuchte. »Wo ist ein Krieg wohl in der Welt, der so viel Jahr gewäret«, dichtete Johann Klaj nach 28 Kriegsjahren; im 27. Jahr hätte man ihm noch den Peloponesischen Krieg vorhalten können.¹⁰ Zugleich sieht Reppen in dem Begriff des Dreißigjährigen Krieges aber auch die zeitgenössische Einsicht ausgedrückt, »daß sich hier etwas Herausragendes ereigne oder ereignet habe, das den Erfahrungshorizont ›normaler‹ Kriege in Alteuropa überschreite«.¹¹ Dieses Außergewöhnlichkeitserlebnis wird hier in einem abschließenden Kapitel in seinen Folgen für Geschichtsbewußtsein und Geschichtsbild mitbedacht und näher bestimmt werden, hat in dem einleitend interessierenden Kontext aber noch eine etwas andere Bedeutung.

Der Mythos eines 30 Jahre dauernden Krieges, der schon zeitgenössisch ist, aber darum nicht weniger ein Mythos, bezeichnet eben darum präzise die Stelle, an der ein objektiver Prozeß auch in eine andere Wahrnehmung umschlug: Die frühneuzeitlichen Kriege verdichteten sich im frühen 17. Jahrhundert so sehr, daß sie eine Zeitlang wie ein einziger Krieg gesehen und überliefert wurden. Das ging vom deutschen Kriegsschauplatz aus, auf dem sich die genannten vier Hauptkriege gegen den Kaiser, wiewohl an sich sehr heterogene, nur lose miteinander verknüpfte Konflikte, zu einer zeitlich dichten Folge von erheblicher Ausdehnung zusammendrängten: zu einer Einheit »dieses Teutschen / noch werenden / vnd in die Dreissig Jahr sich erstreckenden Kriegswesens«, wie es im vorausseilenden Erstbeleg von 1645 heißt.¹² Die Parallelität und Ankoppelung gleichzeitiger Konflikte anderswo und die zeitwei-

lige Beteiligung fast aller größeren Mächte aber verbreitete diese Bezeichnung und speicherte im Mythos der Zahl europaweit eine neue Qualität von Krieg. Und auch räumlich kann dieser Krieg als der erste gesamteuropäische erscheinen.¹³ Die Mythenbildung reagierte auf eine Krise des Friedens im 17. Jahrhundert und erhob dabei, insofern jeder Mythos ein Stück fortwirkende Erfahrung in einmaliger Form präsentiert, diesen dreißigjährigen Krieg der Kriege zu einem Prototyp frühneuzeitlicher Kriegsverdichtung überhaupt.

Ein solcher Krieg der Kriege, im Sinne der Kumulierung ganz verschiedener Kriege, wie im Sinne der sich daraus speisenden besonderen neuzeitlichen Kriegserfahrung, die seinen Mythos begründete, eröffnet nun eine besondere Erkenntnischance. Denn diese einzigartige, zugleich paradigmatische wie entwicklungslogische Versuchsanordnung der Geschichte erlaubt einige Rückschlüsse auf die Gründe der frühneuzeitlichen Kriegsverdichtung. Die Kumulierung von Kriegen kumulierte auch Konflikttypen, die als solche sachlich zu unterscheiden und zu gruppieren sind. Und die kriegsverlängernden Faktoren eines Dreißigjährigen Krieges an einer entwicklungsgeschichtlichen Schlüsselstelle lassen wichtige Rückschlüsse auf die frühneuzeitliche Kriegsverdichtung überhaupt zu. Wer die letzte Ursache des Dreißigjährigen Krieges wüßte, würde auch den Grund der Krise des Friedens in der Frühen Neuzeit kennen.

Die Kriegsgründe sind freilich nicht leicht zu finden, wie man nicht erst in der Forschung, sondern schon bei Beginn der Friedensverhandlungen bemerkte. Auf dem vorbereitenden Frankfurter Deputationstag von 1643 kam es, wie Chemnitz berichtet, erst einmal zu einer historischen Debatte: »Hierunter gerieth man von den rechten Ursachen des Krieges in Discurs; deren sich zu erkundigen, man vor nothwendig ermessen: Sintemahl *Materia Belli* *Materia Pacis* sei, und vorher gründlich erforschet werden müste.«¹⁴ Der kaiserliche Vertreter meinte daraufhin etwas spitz, die Gründe seien ja wohl allgemein bekannt, jedenfalls werde man nach 22 Jahren darüber wohl auch nicht mehr herausbekommen als in allen Reichsverhandlungen zuvor, und lenkte die Aufmerksamkeit auf die ausländischen Gegner. Viele Reichsstände aber wollten demonstrativ vom Kaiser wissen, warum seinerzeit ihre Rechte in Gefahr geraten seien und sie nun nicht mehr wüßten, wer Freund und wer Feind sei. Diese Debatte diente natürlich vor allem